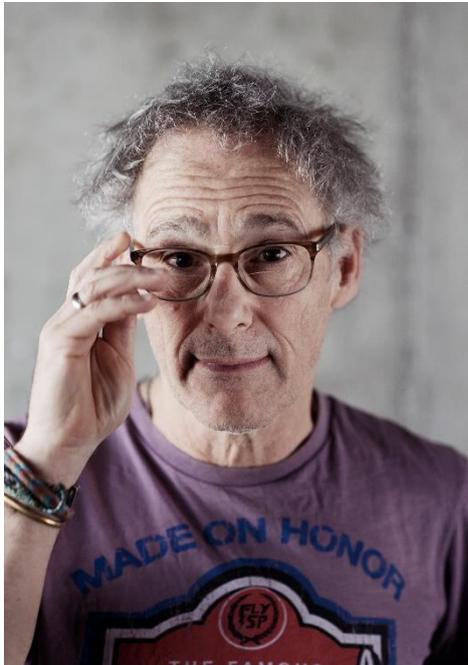


DANI LEVY

Appetit auf Avocado und frische Rollen



Der Schweizer Regisseur findet über seinen Auftritt in Jeshua Dreyfus' Kinofilm «Sohn meines Vaters» wieder Geschmack an der Schauspielerei.

Er hegt ein Avocadobäumchen in seiner Berliner Wahlheimat. Und auch wenn die fabelhaften Südfrüchte dort nicht gedeihen wollen, isst Dani Levy sie leidenschaftlich gern, wie er uns in einem früheren Interview erklärt hat. Unterdessen sind sie allerdings gebrandmarkt, ihre Ökobilanz soll katastrophal sein, und egal ist so etwas dem Familienvater nicht.

«Wir müssen viele liebgewonnene Lebensgewohnheiten unter ökologischen Aspekten überdenken», seufzt der Besitzer eines alten VW-Busses beim Gespräch in Zürich: «Je mehr man weiss, desto weniger kann man einfach so geniessen.»

Grosser Abenteuerdrang

Wie gut die Avocado mit der Kritik umgehen kann, die sich zurzeit über sie und ihre Produzenten ergiesst, ist nicht überliefert. Sehr wohl aber, dass dem Regisseur Levy schlechte Presse sehr auf den Magen schlägt. Umso bemerkenswerter ist seine Kühnheit, statt Erfolgsrezepte zu vervielfältigen, sich immer wieder in neue Felder und Abenteuer zu stürzen: Vor vier Jahren zum Beispiel schrieb er für das Schauspielhaus Zürich das Stück «Schweizer Schönheit» und inszenierte es in aufreibendem Lernprozess selbst; letztes Jahr drehte er einen experimentellen Luzerner «Tatort», den der deutsche Boulevard wutschnaubend zerfetzte, und gerade schneidet er in Deutschland seine Kinofassung der Geschichtensammlung «Die Känguru-Chroniken». «Das wird eine wilde, anarchistische Komödie, ziemlich anders als alles, was ich bisher gemacht habe», sagt Levy, der im bunten T-Shirt, mit zerzaustem Haar und unverblühtem Vokabular keine Anstalten macht, sich ins Klischee eines adretten 61-Jährigen pressen zu lassen.

Es ist gut möglich, dass man sein Gesicht künftig vermehrt wieder vor der Kamera sehen wird – womit sich ein Kreis schliesse: Mitte der achtziger Jahre hatte sich Levy als blutjunger Krauskopf in die Herzen des Schweizer Fernsehpublikums gespielt, in der Rolle des Küchenburschen Peperoni in der Serie «Motel». Als der Autodidakt dann vor über dreissig Jahren nach Berlin zog, mit einer Matura und Erfahrungen als Clown, Akrobat und Mitglied eines Jugendtheaters im Gepäck, sorgte er bald als Filmregisseur für Aufsehen, ebenfalls ohne spezielle Ausbildung dafür.

Rückkehr vor die Kamera

Als Darsteller trat er nur noch selten in Erscheinung, jetzt aber ist er seit langem wieder einmal in einer Schweizer Kinoproduktion zu sehen: Der gekonnt ins Tragikomische gedrehte Spielfilm «Sohn meines Vaters» des 33-jährigen Brienzers Jeshua Dreyfus ist wie Michael Steiners derzeitiger Publikumsrenner «Wolkenbruch» in den jüdischen Alltag eingebettet, wenn auch in diesem Fall eher beiläufig. Wie erklärt sich der selbst in einem nichtorthodoxen Umfeld aufgewachsene Levy, dass jüdische Elemente auf populärkulturellen Ebenen und hiesigen Leinwänden zurzeit im Trend zu liegen scheinen, während von verstärkten antisemitischen Tendenzen die Rede ist?

Das Judentum sei Teil der Gesellschaft hier, aber trotzdem fremd genug, um dadurch einen Attraktivitätsbonus zu erhalten, findet er. Dass gerade die Küchen des Nahen Ostens entdeckt würden, sei zwar eher eine Lifestyle-Welle, aber Israel habe einfach auch ein grossartiges Filmschaffen (worüber man sich dieser Tage in Zürich beim einwöchigen Minifestival «Yesh!» vergewissern kann). Antisemitische Tendenzen seien in der deutschen Gesellschaft zwar für ihn persönlich kaum spürbar, aber skandalös. Viele Flüchtlinge aus den Kriegsgebieten brächten indes einen tief in ihrer Erziehung verwurzelten Antisemitismus mit, der wesentlich komplizierter sei.

Die Zweifel überwunden

Als er für die Rolle in «Sohn meines Vaters» angefragt wurde, war Levy mangels Spielpraxis alles andere als sicher, auf der Höhe dieser Aufgabe zu sein. Er schlug dem jungen Regisseur ein Casting vor – und überzeugte sich dabei selbst von seiner Eignung. Also stürzte er sich auch in dieses Abenteuer, gab den Psychiater, der sich mit Sohn, Gattin und Geliebter in ein Beziehungsgestrüpp verheddert, und fühlte sich nicht zuletzt dank der vertrauten Mundart sehr locker dabei. Tatsächlich verdankt der Film vor

allem seinen Auftritten eine in hiesigen Dialektfilmen rare Leichtigkeit und Natürlichkeit, was Levy der guten Schauspielerführung durch den Regisseur zuschreibt. Er selbst sei durch diese Arbeit wieder etwas auf den Geschmack gekommen: «Ich hatte mich eigentlich als Schauspieler gar nicht mehr gesehen, merke nun aber, dass ich doch sehr gerne spiele.»

Das habe auch den Vorteil, dass ein Darsteller das Werk nach getaner Arbeit einfach abhaken könne. Als Regisseur aber werkle man noch lange daran herum, gebe schnell einmal zwei Jahre lang sein Lebensblut hin – und dann laufe das Ergebnis womöglich aufgrund übler Kritiken nur wenige Wochen im Kino. Ja, eben, die Filmkritik: Einerseits schätzt es Levy sehr, dass sich überhaupt noch jemand ausführlich und professionell mit Werken auseinandersetze. Andererseits findet er, Kritiker sollten ihr Urteil etwa über den Humorgehalt nicht als sakrosankt, sondern als Ausdruck eines subjektiven Geschmacks deklarieren. Solche Hinweise auf die Subjektivität seien in Amerika inzwischen sehr üblich, sagt er und schlägt den Bogen zur Gastrokritik: Manche Filmkritiker schrieben, bildlich gesprochen, am liebsten nur über Austern und rümpften die Nase, wenn es einen Hotdog zu beurteilen gelte.

Von Hotdogs und Austern

Nun, die Hotdogs wären dann vielleicht Komödien, und Levy ist ein gebranntes Kind. Sein 2007 vollzogener Spagat zwischen Geschichte und Grotteske unter dem Titel «Mein Führer – Die wirklich wahrste Wahrheit über Adolf Hitler» etwa wurde seiner Ansicht nach vom deutschen Feuilleton verkannt und «kaputtgemacht». Oft nämlich hätten die Feuilletons, die ihre Rolle gern kleinredeten, entscheidenden Einfluss auf den Erfolg oder Misserfolg. Das anspruchsvollere Publikum von «Alles auf Zucker» – das prämierte und gelobte Werk hatte 2005 Levys Ruf als Meister des jüdischen Humors begründet – sei bei «Mein Führer» weggeblieben. Dass dennoch eine Million Menschen in die Kinos geströmt seien, sei vor allem den Fans von Helge Schneider zu verdanken, dem er die Titelrolle anvertraut hatte.

Wie aber steht es eigentlich um Levys geplanten Spielfilm zum Fraumünsterpostraub von 1997? «Ja, ja», sagt er, als wären einem Schulbuben gerade die Hausaufgaben angemahnt worden. Er ist schon lange mit diesem Projekt beschäftigt, hat mit den Räufern gesprochen, Prozessmaterial studiert und zusammen mit der Zürcher Produktionsfirma Turnus Film das Drehbuch entwickelt. «Das Projekt braucht einfach seine

Zeit, um wirklich gut zu werden», hält er fest. «Aber ich liebe diesen Stoff, diese Mischung aus Eulenspiegelerei und Schildbürgern, deshalb habe ich nicht losgelassen.» Ihm schwebt ein Film mit komödiantischen Aspekten vor, mit einem gehörigen Schuss Rohheit im Stil der Martin-Scorsese-Gangsterfilme.

Avocado, trotz allem

Bleibt noch die Frage, was wohl nach der Avocado als Nächstes seine Unschuld verlieren wird. Gar das Fahrrad eines Tages womöglich? Das wäre nicht nur für Levy fatal: Immerhin beruhigt er sein Gewissen damit, in Berlin alle Strecken mit dem Velo zurückzulegen, und hat sich vor einem halben Jahr durch einen bekenntnisartigen Zeitungsbericht gar animieren lassen, vegan zu leben. Müsste es da eine kleine vegetarische Sünde nicht vertragen, ohne dass er gleich in der Hölle schmoren wird? Genau: «Die Avocado lass ich mir nicht wegnehmen», fügt er trotzig an.

